



Kinderpatina.

*Eine unheimliche Liebesgeschichte.
Von Otto Fein.*

Alle Welt und sie selbst erwarteten es, daß sie ein Paar würden. Jedes Mal, nachdem sie sich wieder gesehen hatten, wunderte es sie Beide, daß das entscheidende Wort noch nicht gefallen war. Doctor Menzer und Frau Anna, die junge Witwe, schienen für einander geschaffen, aber die Rechnung ihres künftigen Glückes, die sich so glatt anlieh, ging nicht ganz auf; es blieb ein kleiner Rest zurück, ein merkwürdiger Hauch von Mißtrauen, dessen Ursprung sich nicht erforschen ließ. Und gerade, weil die Uebereinstimmung ihrer Naturen eine nahezu vollständige war, empfanden sie diese fast unbewußte Scheu wie ein unüberwindliches Hinderniß.

Schon oft war er, wie heute, mit dem festen Entschlusse hinausgegangen, der Sache ein Ende zu machen. Mein Gott, wer wird auch sein Lebensglück an einem Schatten, einem ungreifbaren Nichts scheitern lassen! Mit welsch übervollem Herzen wartete er stets im Salon auf das Erscheinen der verehrten Frau; wenn aber dann die Ersehnte das Zimmer betrat, an der Hand den zweijährigen Fritz, dessen gescheuertes Gesicht wie ein Puppenkopf glänzte, dessen schütteres Haar wie gezählt am Schädel klebte, der Pub mit ängstlichen Blicken dem Gast die Hand reichte und angewurzelt neben der Mutter stehen blieb, gleich einer Reclamefigur für Pears soap — wenn dieses rührende und reinliche Familienbild ein wie das andere Mal vor ihm auftauchte, so war es um seine Werbung geschehen. Seine Seele witterte Seifenschäum, und die schlanke Hand, die er so gern sein genannt hätte, schien ihm noch feucht von dem Badeschwamm, mit welchem das unglückliche Menschlein polirt wurde. Aus einer glücklichen Kindheit stiegen in seiner Erinnerung zwei schreckliche Vorstellungen geistesgleich auf: der Badeschwamm und enge Handschuhe. Ueberrinliche Pierpüppchen erregten deshalb in Doctor Menzer einen von Mitleid durchsetzten Widerwillen. Ersreulicher Weise spiegelten sich in Friz's blank gepupptem Gesichte allzu sehr die Züge der Mutter, als daß letzteres Gefühl im Herzen des Doctors hätte Boden fassen können; ja, er liebte den Kleinen in der Entfernung fast väterlich, aber — er wollte sich's selbst nicht gestehen — dessen Anblick schien auf seine Heiratsabsichten eine hemmende Wirkung zu üben. Dießmal würde er jedoch auch durch ein Meer von Seifenwasser waten und über einen Berg von Badeschwämmen klettern, um seiner Anna willen! Die Sehnsucht nach ihr hatte ihn so urplötzlich übermannt, daß er — der Schickslichkeit nicht achtend — zu einer verhältnismäßig frühen Stunde seinen Besuch machte. Der Zweck desselben würde schon ohnehin die beste Entschuldigung bieten. Wenn ihm nur nicht das Wespenst des Badeschwammes wieder einen Schabernak spielt!

Die elektrische Klingel tönt so energisch, als würde sie ein Signal zum Angriff geben. Man hört Thüren gehen, an dem Guckloch erscheint ein forschendes Auge, und die Kathi ruft halb erkannt, halb freudig verständnißvoll: »Gnäd' Frau, der Herr Doctor!« Menzer hört noch eine ihm wohlbelannte und liebe Stimme: »Fritz, Fritz, so komm' doch um Gotteswillen herein!« — dann öffnet er entschlossen die Thüre. Die gegenüber schließt sich blitzschnell, und Fritz, das blendende Muster eines wohl gewaschenen und gekämmten Knaben, wird auf der Treppe zurückgelassen. Welchen Anblick bietet aber heute dieses Musterkind! Sein Gesicht war von einem, allerdings löcherigen, Schmutzschleier beschattet, hinter dem die natürliche Hautfarbe nur in beschriebenen Partien zu Tage trat; und die blonden Haare, welche sich sonst wie verhäuchert aneinander schmiegt, machten jetzt tüme Versuche, sich freizehlich zu loden. So stand er da, und seine blauen Augen, die beschämt und ängstlich auf den Besucher gerichtet waren, füllten sich langsam mit Thränen. Menzer aber sah den schmierigen Jungen und hob ihn jubelnd in die Höhe: »Hurrah! Fritzl, bist Du aber ein prächtiger Schmierfink!« In überquellender Härlichkeit und mit echt väterlichem Heroismus küßte er das Kind auf seine Schmutzmaske.

Die unerwartete Luftfahrt, die nicht minder überraschende Härlichkeit des sonst so kühlen Handfreundes, und nicht zuletzt das als Beleidigung aufgefaßte Rosewort »Schmierfink!« lösten die bereits angestaute Thränenfluth, und Fritz brach in ein so naturwüchsiges Geheul aus, wie man es dem braven Kinde gar nicht zugekraut hätte.

Dies Jammergeschrei, die Beschwichtigungsvorleser des Mädchens und des Doctors, lockten Frau Anna hervor. »Gnädige Frau, meine stürmische Liebesbezeugung hat Fritz aus seinem Pflagma gebracht!« sagte Menzer, und stellte den Schreihals, der sich beim Erscheinen der Mutter einigermaßen beruhigt hatte, sanft nieder.

Man trat ins Zimmer.





»Sie müssen ein besonderes Glück erfahren haben, daß Sie mein armes Kind durch eine deraut gnädige Paune ausgezeichneten.«

»Gewiß! Ich bin sehr glücklich! Und Fritz ist vielleicht die Hauptursache davon.«

»Fritz?! Der sich so wenig Ihrer Günst zu erfreuen hat?«

»Ach, das beleidigte Mutterherz! Darum der verneinte Vorwurf von der »gnädigen Paune«. Würden Sie es lieber gesehen haben, wenn ich nach der bei Belagerung von Mutterherzen

üblichen Strategie zuerst durch allerlei heuchlerische Liebesbezeugungen das Vorwerk, das Kindesherz, gewonnen hätte, um dann desto leichter die spröde Festung selbst mit Sturm nehmen zu können?«

»Nicht nimmt man nicht mit Sturm, mein Herr!«

»Das weiß ich! Darum habe ich mich auch ohne alle Umwege direct an Ihr Herz gewendet.«

»Ohne Umwege! Mein theures Kind, mein Alles, liegt Ihnen so fern, daß die Liebe zu ihm für Sie einen Umweg bedeutet. Heucheln können Sie nicht, Sie sind wahr! Dieser seltenen Eigenschaft verdanken Sie auch meine Werthschätzung.«

»Brrr! Ist das ein gewaschener Ausdruck! Vor lauter Reinheit hat er alle Farbe eingebüßt. Sind Sie holländischer Herkunft, gnädige Frau?... Sie bliden mich so erstaunt an? Selbst im Traume erschienen Sie mir als Scheuer-Engel. Von Ihren Schultern walteten mächtige Flügel — ungalanter Weise nann' ich's im Traume »Flederwische« — bekleidet waren Sie mit »Rehhäuteln«, und in der Hand trugen Sie einen tiefenden Badeschwamm; von diesem fielen eisige Tropfen auf mein heißes Herz, sie vermochten jedoch keine Gluth nicht zu dämpfen!... Rein, kein Badeschwamm vermag dies!«

»Mir scheint, Sie bedürften auch jetzt eines solchen, eiskalt wie in Ihren Träumen. Uebrigens bin ich entzückt von der reizenden Figur, die ich in demselben machte.«

»Das thut meiner Verehrung keinen Abbruch. Kein Badeschwamm u. s. w. Sie haben es doch eben gehört. Lassen Sie mich nun meinen Traum weiter erzählen: Nicht nur mich folterte dieses wassergeschwellte Polypenneß, sondern auch Ihren geliebten Fritz. Wie auch das arme Kind sich krümmte und wand, pustete und schrie — es half nichts. Mit grausamer Wollust führen Sie ihm mit dem feuchtesten, rauhen und kalten Klumpen über's Gesicht.«

»Rein Gott! Man muß doch ein Kind rein halten! Schon die einfachsten Grundsätze der Hygiene bedingen dies!«

»Ach was, Hygiene! Dabei geht die prächtige Kindespatina, jener schöne Bronzeton der Ungewaschenheit, verloren. Gibt es was Lieberes, als einen kleinen Dengel, der seinen noch ungestörten Zusammenhang mit der Mutter Natur durch einen tüchtigen Schmutzparasit behundet? Das sieht so frisch aus, wie ein Pflänzlein, an dessen Wurzeln noch die Erde haftet. Ei, freilich, wenn das Menschlein dann ins Verbarium der bürgerlichen Ordnung gepreßt und standesmäßig katalogisirt wird, muß die Wurzeleerde allerdings fort. Haben Sie vielleicht an mir Derartiges bemerkt?«

»Gerade, weil Sie immer so nett, so wie aus der Schachtel heraus sind, habe ich gedacht, daß Sie bei Kindern auch darauf sehen würden. Darum habe ich Fritz... das heißt... Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich meinen Bub'n nur um Ihre Wege wusch...?«

Er führte ihre Hand an die Lippen. »Ich danke Ihnen für diesen neuerlichen Beweis Ihrer Werthschätzung.«

»Nichtverstehen Sie mich nicht! Ich wollte mich nur gegen Ihren

Vorwurf vertheidigen, eine Scheuerfrau... — »Bitte: Engel!« — »Bleiben wir nur bei der ungeschminkten Bezeichnung. Ich weiß schon, trotz aller hygienischen Vorschriften, Maß zu halten, und quäle Fritz nicht so sehr, als Sie besorgen. Wenn man jedoch lieben Besuch erwartet, wird man sein Kind wohl mit besonderer Nettigkeit herrichten dürfen, ohne gleich als triefendes Reibweib hingestellt zu werden!«

»Gnädige Frau, bitte, sinken Sie nicht noch tiefer in Ihren Selbsttitulaturen. Ich will gerne meine Traumsünden büßen, da ich zu meiner Freude erfahre, wie sehr ich Ihnen Unrecht that. Sie dürfen mich nicht wegen meiner Patinomanie für einen Feind der Keuschheit halten. Sie werden indeß zugestehen, daß erst eine gewisse Gebrauchs-Patina, jener feine, anheimelnde Niederschlag der Benüßtheit unserer Einrichtung- und allen Gegenständen des persönlichen Bedarfs die erforderliche Behaglichkeit verleiht; so lange sie noch neu sind, stehen sie vor uns wie tropfende Gegner aus der Körperwelt, deren Widerstand wir erst brechen, die wir uns gemüthlich assimiliren, in Uebereinstimmung mit unseren Gewohnheiten bringen müssen, wollen wir unseren Hausfrieden genießen. Wir müssen die Dinge unserer nächsten Umgebung förmlich zähmen, ehe wir uns ihrer in Bezügen bedienen. Mir z. B. kommt ein neues Sopha immer wie ein störrisches Pferd vor, und ich muß es »zähmen«, um darin sattelfest zu werden. Frauen sind zumeist prächtige Zähmerinnen der Hausdinge. Wie herzerfreuend, geradezu fesselnd sieht es doch bei Ihnen aus! Es fehlt jene in vielen Wohnungen nicht behobene Unbehaglichkeit des Tapeziererladens, die der Einrichtung das Aussehen verleiht, als ob sie noch für den Weiterverkauf referirt bliebe. Und darum pafste mir der förmlich gefirniste Junge nie in diesen wohnlichen Raum, er sah in seinem festlichen Glanze so unnahbar aus, man mußte sich fast fürchten ihn anzurühren, zu »derangiren!«

»Na, na, wenn Sie ihn lieb hätten, würden Sie schon den Muth gefunden haben.«

»Ich habe ihn — unstrategisch gesprochen — gewiß lieb; schon um Ihre Willen. Allein er war mir eine Art Störfried. Seine geschneiegelte Erscheinung ließ Sie mir als eine Pup-Panattikerin erscheinen, und mich beirrte — ohne daß ich's deutlich empfand — dieser unsympathische Zug in Ihrem sonst so lieben Wesen. Erblidte ich das vermeintliche Opfer Ihrer Reinigungswuth, war's mir immer, als trügen Sie unsichtbar einen riesigen Badeschwamm in der Hand, die ich doch so gerne festgehalten hätte. — Ich würde gewiß mit der Zeit dieses lächerliche Vorurtheil überwunden haben... Und, soll ich's leugnen? Ich zweifelte auch ein wenig an Ihrer Mutterliebe. Denn diese ist härter als die Hygiene, und betrachtet ein Kind nicht bloß als Jagdgrund auf Mikroben und Vaccillen.«

»Wie freut mich dieser Ausdruck Ihres Kinder-Mitleids, trotz seiner idealen und etwas paradoxen Junggesellenhaftigkeit! Denn ich hielt Sie für einen Kinderfeind, und dieses Vorurtheil ist für eine Mutter unüberwindlicher als Ihre thörichte Scheuerfurcht.«

»Sie war geschwunden, als ich Fritz im Naturzustande erblickte. Kein frischgewaschener Engel hätte mir bessere Heilsbotschaft verkünden können, als der kleine Schmierfink.«

... Fritz, der inzwischen in besuchsfähigen Zustand versetzt worden war, hatte diesen Kofeschimpf, welchen der Doctor in seiner freudigen Erregung zu laut hervorrief, vernommen, und wackelte aus dem Nebenzimmer unhörbar heran. Plötzlich stand er zwischen Menzer und seiner Mutter, und sagte energisch: — »Fehl ist nicht »Mierfink!«

Frau Anna, froh, für ihre Gefühle eine Ablenkung gefunden zu haben, drängte sich zärtlich über den Knaben, um ihn zu umarmen; der Doctor, voll Eifer, seine Liebe für das Kind zu beweisen, wollte es an sich ziehen, und so begegneten sich ihre Arme. — Was Wunder, daß diese trotz des verfehlten Zieles ihre Klammern schloßen, und Menzer und Anna — sie wußten kaum, wie's geschehen — Herz an Herzen ruhten, während der kleine »Mierfink«, der die Bereinigung zu Wege gebracht hatte, sich zutraulich unter diesen Liebesdächern duckte.



Nationaltrachten.

Es ist eine beklagenswerthe, aber nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die Nationaltracht immer mehr schwindet — verdrängt von jener modernen Durchschnitts- und Uniformkleidung, welche zwar durch Individualisirung und Geschmack zur Kunstform erhoben werden, jedoch niemals an Reiz der Volkstracht gleichkommen kann. Geradezu anwidern wirkt moderne Kleidung aber dann, wenn sie von häuerlichem Ungeschmack verhallhornt und ohne jeden Versuch einer Anpassung an die ästhetischen Bedürfnisse der Person oder der Umgebung getragen wird. Ein Blick auf ein Bauernweib im »modernen« Sonntagsstaate zeigt dies drastisch. In dieser ästhetischen Erwägung treten viele andere moralischer und socialer Natur,

welche den Verfall der eigentlichen Volkstrachten als ein bedauerliches Ereigniß erkennen lassen. Jeder Versuch, diesen Rückgang aufzuhalten, muß deshalb hochwillkommen sein; einen solchen anzuregen, und zwar einen, der viele Chancen des Erfolges bietet, ist der Zweck dieser Zeilen.

Bei der Abkehr des Bauernstandes von seiner allgewohnten, schönen und praktischen Kleidung dürfte — von manchen anderen Umständen abgesehen — der Nachahmungstrieb eine große Rolle gespielt haben. Der gesteigerte Verkehr brachte den Bauer und seine Frau (die in dieser Toilettefrage gewiß ein bedeutames Wort dreinzureden hatte) in unendlich häufigere Berührung mit Städtern als je zuvor. Der Bauer kam

ster als vorher in die Stadt, im Sommer aber kamen die Städter zu ihm auf's Land. Das Neue in ihrer äußeren Erscheinung überaschte, der Unterschied zwischen ihrer und seiner Kleidung verstimmt ihn, setzte ihn in seinen eigenen Augen herab. Der Wunsch, den »Stadtleuten« ähnlich zu erscheinen, war so leicht zu befriedigen, die Industrie mit ihrer Massenproduction kam ihm so rasch entgegen, daß es kein Wunder ist, wenn wir heute schon fast allenthalben jene Tracht erblicken, welche als die häuerliche Umformung der modernen Toilette, als eine Art von Uniform des Bauernstandes bezeichnet werden muß.

Auf denselben Motiven, die wir hier kurz entwickelt haben, basiert unser Reformvorschlag. (Wir nennen in diesem Falle die Rückkehr zum Früheren eine Reform, weil sie eine Besserung ist.) Hat die Bäuerin Federhut, Taille und Tunique, ja sogar gewisse posttercartige Nachhilfen angenommen, weil ihr dies an der feinen Stadtdame schön und vornehm erschien, so wird sie ohne Zweifel sich auch entschließen, zu jener Volkstracht, die ihr ja im Vergnügen immer noch lieber ist, zurückzugreifen, wenn die »Stadtdame« ihr mit gutem Beispiele vorangeht. Wir schlagen deshalb vor, daß jene Damen — und ihre Zahl wächst ja von Jahr zu Jahr — welche den Sommer auf dem Lande zubringen, für die Dauer dieses Aufenthaltes die Volkstracht der betreffenden Gegend anlegen mögen. Anfangs vielleicht nur Besuche, werden sie bald zahlreiche Anhängerinnen finden, denn die Volkstracht bietet, ganz abgesehen von der erziehlischen Frage, der städtischen Trägerin höchst willkommene Vortheile: die Kleidsamkeit, die Bequemlichkeit, und — die Billigkeit.

Wir kennen zwei Gegenden in Europa, wo das, was wir vorschlagen, schon praktische Ausführung findet. Es ist dies das reizende Thal von Kuffee, in der grünen Steiermark, und die waldbreiche Umgebung von St. Petersburg. Dort wie hier, in Kuffee, wie in Peterhof, Oranienbaum, Jarosko Selo und Gatschina, tragen Damen aus den besten Kreisen die kleidsame Volkstracht, und dort wie hier rufen die zierlichen Gestalten (ja sogar die nicht ganz zierlichen!) in der discreten Pracht der nach combinirten Farben das Entzücken des Beschauers her-

vor. Wie herrlich paßt zu der Alpenescenerie Kuffees die schmucke Steiertracht, das Sturzhütchen aus grobem Stroh, das Hemd mit weitem Kermeln, das grüne Nieder, der Rock aus buntem Stoff! Wie viel besser als die eleganteste Promenade-Toilette, und wäre es selbst allermodernste »Wiener Mode«! Und wie bequem dabei; ohne allen Zwang, körperlichen wie geistigen, bewegen sich Frauen und Mädchen, denen man das Behagen anmerkt, für kurze Zeit mit der Stadtkluft auch den Stadtwang zu verwischen. Wie bebauern sie — und mit Recht — ihre Schwestern, welche der Zwang der Etiquette nöthigt, selbst in der Freiheit des Landlebens dreimal täglich »Toilette zu machen«. Und wie deutlich zeigt endlich die Schneiderrechnung, daß es nicht nur ein großes, sondern auch ein billiges Vergnügen sei, einen ganzen Sommer lang in zwei oder drei bunten Röcken eine »fische« (und zwar wirklich fische) Kuffeerin zu sein. Und was sollen wir erst von dem herrlichen Bilde sagen, das sich uns auf Schritt und Tritt in den Sommerfrischen St. Petersburgs bot. Man kennt die farbenprächtige Tracht der russischen Bäuerin; nun denke man sich eine Anzahl junger Mädchen so bunt, daß der Regenbogen dagegen grau erscheinen würde, von dunkelgrünem Landweert sich abheben, und das Ganze doch zu einem harmonischen Effect zusammengestimmt durch die verjöhnende Macht des Natürlischen!

Sollte, was in Kuffee und Gatschina möglich ist, nicht auch anderwärts erfolgreich durchzuführen sein? Ein Versuch ist ja so leicht gemacht. Mögen sich in dieser oder jener Sommerfrische nur drei, vier geist- und anmuthreiche Damen dazu entschließen, und sie werden bald zahlreiche Nachahmerinnen finden. Die Neuerung wird zu lebhaft auf Auge, Verstand und Gemüth wirken, als daß nicht alle Bedenken bald besiegt werden sollten. Und dann wird, wie bei jeder wirklich gefundenen Reform, der Einzelne, indem er sein Wohl fördert, auch dem Gemeinwohl näher. Denn — und damit kommen wir auf den Ausgangspunkt zurück — jede Dame »aus der Stadt«, welche die Kleidung des Volkes trägt, macht die kräftigste Propaganda für das Wiederaufleben der Nationaltracht im Volke.



Holländische Frauen.

En Räthsel ist es mir stets gewesen, weshalb die Niederlande, und speciell Holland, von verhältnismäßig so wenig deutschen Vergnügenreisenden besucht werden. Man sollte beinahe glauben, dieselben hielten es nicht der Mühe werth, das kleine Holland kennen zu lernen, und doch gibt es vielleicht wenig Länder, die von Seiten des wißbegierigen Touristen ein größeres Interesse verdienen, als jenes Königreich mit seinen unzähligen Kunstschatzen, und seinen sonstigen, an eine große historische Vergangenheit erinnernden öffentlichen Sehenswürdigkeiten, seinen eigenartigen Städten und Sitten, und überhaupt seinem gesammten, mitunter eben so merkwürdigen, als fesselnden Leben und Treiben. Ich habe Leute gekannt, welche dieses Leben entsehrlich freiz und ledern, die dortigen Menschen unerträglich kalt und verschlossen fanden. Es ist allerdings richtig, daß die Holländer fast durchwegs kühl berechnende, ruhige und phlegmatische Menschen sind, die jedem Fremden gegenüber die Miene frostiger Zurückhaltung aufsetzen, ganz anders urtheilt man jedoch über sie, wenn es Einem vergönnt wurde, mit Familien aus den gebildeteren Kreisen in intimen Verkehr zu treten. Dann erscheint der Holländer mit einem Male als ein ganz anderer Mensch. Eine gewisse keife Gemessenheit in seinem Benehmen vermag er allerdings niemals ganz abzulegen, aber diese betrachtet er nun einmal als ein unentbehrliches Attribut seiner persönlichen Würde, auf welches er selbst im intimsten Familienkreise niemals ganz verzichten wird. Im Uebrigen ist er jedoch dem in sein Haus aufgenommenen Fremden gegenüber so ungekünstelt herzlich und unvornehmend, so zwanglos freundlich, und entwickelt einen solchen gastfreundtschaftlichen Eifer, daß man diese, ich möchte fast sagen, der liebenswürdigen Menschen unwillkürlich

sich gewinnen muß. Das gilt in ganz besonderer Maße von den holländischen Damen, welche, im öffentlichen Leben ein Bild der eifrigsten und stolzeften Unnahbarkeit, die einmal in den Familienkreis zugelassene Fremde sofort wie eine nahe Verwandte zu behandeln pflegen. Das ceremonielle *mevrouw* oder *mevrouw* (gnädige Frau, beziehungsweise gnädiges Fräulein) wird schnell fallen gelassen, um der gemüthlichen *Karede* mit dem Vornamen Platz zu machen; mit größter Zwanglosigkeit setzt man sich zu Tische, bei dem unter den reichen Familien stets ein großartiger Luxus entfaltet wird, und dann lacht und plaudert man so lebhaft und ungenirt, wie dies sonst wohl nur bei den Franzosen Sitte zu sein pflegt. Beim Abschiede endlich umarmen und küssen sich die Damen überaus herzlich, und dringend wird abermals die schon so häufig geäußerte Bitte ausgesprochen, den Besuch ja recht bald zu wiederholen. Und diese Bitte ist schon aus Egoismus durchaus anfrichtig gemeint, da die holländischen Damen ihre Hauptunterhaltung im Empfangen und Bewirthen von Gästen finden. Das Haus des reichen Holländers ist seine Burg, sein Heiligthum, welches er so wenig als möglich verläßt, und welches er daher auch auf jede Art zu verschönern und zu einem recht behaglichen Aufenthaltsorte zu machen sucht. Es ist bekannt, daß in Amsterdam und Rotterdam, und theilweise auch im Haag der Erdboden aus metertiefem Schlamm besteht, so daß man die Häuser auf eng nebeneinander mittelst Maschinen eingerammten, 30—40 Fuß langen Piloten errichtet. Selbstverständlich bilden die auf solchem Grunde erbauten Häuser stets einen mehr oder weniger feuchten und ungesunden Aufenthaltsort. Die Feuchtigkeit in denselben, die theilweise auch von der ungemüthlichen feuchten Luft in Holland herrührt, ist so groß, daß ich z. B. während eines einjährigen Aufenthaltes in Amsterdam meine schwarzen Lederschuhe jeden Morgen, selbst im Sommer, vollständig mit weissem Schimmel überzogen fand, und daß ich des Abends das Nachthemd erst am Ofen trocknen mußte, ehe ich es anziehen konnte. Indessen wissen die reichen Holländer sich ziemlich gut gegen die Feuchtigkeit zu schützen. Nicht nur der Fußboden ist oft mehr als fußhoch mit kostbaren Teppichen belegt, sondern auch die Wände sind damit behängt, während überdies in allen Zimmern dieser stolzen Patriarchhäuser Doppelfenster auch dem leisesten Luftzuge den Eingang verwehren. In einem solchen wohlverwahrten und luxuriös eingerichteten Gemache sitzt es sich bei kaltem Wetter in der Nähe des offenen Kamins, in welchem colossale Holzstücke lodern, unbeschreiblich angenehm und behaglich; während der warmen Jahreszeit bildet der große Garten hinter dem Hause mit den alterwürdigen Bäumen und den herrlichen Blumen die Stätte, wo die Familie sich meistens aufhält, wo sie Besuche empfängt und den fast den ganzen Tag über nicht vom Tische kommenden Thee oder Kaffee zu sich nimmt.

Mit ersten Arbeiten pflegen die jungen holländischen Damen sich nur ganz ausnahmsweise einmal zu beschäftigen. Sie plaudern, lesen Romane, musizieren, lassen sich in der Equipage durch die Stadt fahren, und besuchen wohl auch einmal das Theater, Bälle oder Concerte. Im Sommer machen sie mit den Eltern eine Reise nach dem Auslande, und so schwinden die Jugendjahre dahin, bis eines Tages der Papa vor die

Tochter tritt und ihr erklärt, daß irgend ein junger Mann, der von seinen Eltern ein entsprechendes Capital zu erwarten habe, um ihre Hand angehalten hätte, und daß ihm dieselbe auch zugesagt worden wäre — eine Mittheilung, welche von der nunmehrigen Braut in der Regel ruhig und ohne Widerspruch hingenommen wird. Hergensromane, Resalliancen oder gar Scandalgeschichten kommen in der holländischen hauto volée, die sich meistens aus reichen Kaufleuten oder Rentnern zusammensetzt, so gut wie überhaupt nicht vor. Ein solcher holländischer Patriar ist auf seinen Namen nicht weniger stolz, als der Abstammung aus dem edelsten Adelsgeschlechte; dieser Familienstolz wird schon von frühester Jugend an den Kindern eingeimpft, welche andererseits auch das angeborene Phlegma vor Liebesthorheiten schützt. Ist das junge Mädchen einmal verheiratet, so wird es das Muster einer Hausfrau. Zwar bekümmert sich dieselbe um das Hauswesen nur insoweit, als sie dies mit dem Ansehen ihrer gesellschaftlichen Stellung für vereinbar hält, aber sie verzichtet gern auf alle Vergnügungen außerhalb des häuslichen Kreises, sie sorgt mit wahrer Aufopferung für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder, und die Treue gegen den Gatten wird sie nie auch nur mit dem leisesten Gedanken verlegen. Schön, oder auch nur hübsch sind die Holländerinnen im großen Ganzen keineswegs zu nennen. Schlank und graciöse Erscheinungen findet man unter ihnen höchst selten, dafür aber meistens Gestalten mit allzu kräftig entwickeltem Knochenbau, sowie derben Gesichtern, die höchstens durch eine frische, gesunde Farbe einigermaßen anziehend erscheinen, während die in der Regel wasserblauen Augen, und die unregelmäßigen Züge ihnen nur zu häufig ein unfeines Aussehen verleihen.

Das gilt jedoch nur von den unverfälschten Holländerinnen, denn es gibt Familien, von denen einer der Vorfahren irgendwo im fernen Indien ein zartes Geschöpf mit großen, mandelförmigen Augen und üppigen, tiefdunklen Haaren zu seiner Gattin erwählte. Bei den Ab-

stammungen eines solchen Bundes, den unter dem glühenden Himmel der Tropen uneigennützig Zuneigung gestiftet, ist auch nichts mehr von jenem knochigen Baue oder jener Plumpheit zu bemerken, welche für die Vollblut-Holländerinnen beinahe charakteristisch sind. Eine schlank, elastische Gestalt, die dunklere Haut, der feine Mund mit den kleinen Zähnen, die großen, dunklen Augen, das schwarze Haar und die edle Gesamtbildung der Züge kennzeichnen die Erscheinung dieser Mischlinge. Auf mich machten sie mit dem sanft-schwärmerischen Ausdruck ihrer Augen einen rührenden Eindruck, welchen ich mir nicht recht zu erklären mußte. Ich habe dies Gefühl erst später verstehen gelernt. Zumal unter denjenigen Mädchen, deren Mutter eine Indierin war, stellt sich beim Beginne des 17. oder 18. Lebensjahres in dem rauhen holländischen Klima eine entsetzliche Krankheit ein: die Schwindsucht. Sie selbst wissen vielleicht noch nichts von ihrem Leiden, aber in ihren Augen drückt es bereits sich aus, es liegt in ihnen die unbewußte Sehnsucht nach der fernem Heimat mit dem ewig heiteren Himmel und dem milden Klima, der Ausdruck einer Sehnsucht, die, wenn sie nicht gestillt wird, das zarte, nach dem rauhen Norden gebrachte Wesen sicher dem Grabe zuführen muß. Ich sehe sie noch heute vor mir, meine liebe, kleine Leonie mit dem ideal schönen Mädchenantlitz, wie sie freudestrahlend zu mir, der älteren Freundin, kam, um mir zu erzählen, daß sie sich gestern mit einem liebenswürdigen jungen Manne verlobt hätte, und deutlich, als wäre es erst vor einer Stunde geschehen, erinnere ich mich, wie ich sie in meine Arme schloß und wie ich dann, als sie die leuchtenden Augen mit dem unbeschreiblichen, schwermüthigen und fast leidenden Ausdruck zu mir aufschlug, mit einem Male laut weinen mußte. Nach drei Monaten wußte ich, weshalb das Herz mir damals in banger Ahnung geschlagen hatte. Die Mutter Leonie's schrieb mir nach Rotterdam, daß ihre Tochter vor mehreren Tagen an der Schwindsucht gestorben, und der unglückliche Bräutigam in Folge dieses Ereignisses dem Wahnsinne nahe wäre.



Lieb' und Frieden.

Es sind wohl Lieb' und Frieden
Das beste Theil hiernieden,
Doch können sie auf Erden
Niemals vereinigt werden.

Du kannst nur eines wählen
Das andre wird Dir fehlen,
Denn wisse, Lieb' und Frieden
Sind ewiglich geschieden!

Willst Du nicht Unruh' leiden,
Mußt Du die Liebe meiden,
Soll Dich die Liebe laben,
Wirst Du nicht Frieden haben.

Dora Schleifer.

Die „Schonerin“.

Wer kennt sie nicht, die „Schonerin“? Wer zählt in einem größeren Bekanntenkreise nicht wenigstens eine Hausfrau, die ihre schönen Kleider, um sie zu schonen, nicht anzieht, ihr kostbares Pelzwerk erst in Gebrauch nimmt, wenn der Frühling Anstalt macht, ins Land zu ziehen; den neuen Sonnenschirm zum ersten Male aufspannt, wenn gelbes Laub den Boden deckt? Eine „Schonerin“ nennen sie lobend ihre Freunde, und sie haben wohl Recht, sie zu rühmen: genügt sie doch einer der Pflichten der Hausfrau, zu erhalten, und sie erfüllt dieselbe mit Hingebung und Selbstlosigkeit. Ja, sie gibt nicht nur ihre Zeit und Mühe, sondern so manches Mal auch das Behagen Anderer dafür hin, und gewiß ist es selbstlos zu nennen, wenn eine junge, gutsituirte Frau auf manches Vergnügen verzichtet, weil zu Hause mittlerweile ein Schaden geschehen könnte. Denn die „Schonerin“ ist stets im Rückstande, über ihrer ganzen Erscheinung liegt, wie leichter Nebelschleier, der Hauch der Vergangenheit; auf ihrem Haupte lastet bleiern die Langeweile; die Kleinen dürfen nicht spielen, das Spielzeug würde verderben; die neue Puppe darf nur am Sonntag vorgenommen, das große Bilderbuch, das Entzücken des Jungen, muß aufgehoben werden. Wehe dem Kinde, das einen Tintenleck auf dem Schürzchen hat, oder aus Unachtsamkeit irgend etwas zerbrach. Die Sachen müssen geschont werden! Die Kinder wachsen heran; die Tochter will ihr Vesperkränzchen haben, der Sohn seine Collegen zu Gaste laden. Ach, die sorgsam geschonten Möbel, die guten Teppiche! Die Jugend möchte ein

Tänzlein wagen — aber das so mühsam blank gebohnte, glänzende Parquet! Nicht daran zu denken! Längst ist des Vaters geliebte Pfeife der tadellofen Farbe der Vorhänge wegen aus der Wohnung verbannt, der Hausherr hat sich daran gewöhnt, seine freien Stunden außerhalb des Bereiches der „Schonerin“ zu verbringen; der erwachsene Sohn folgt seinem Beispiele, die Tochter zieht bald hinaus aus dem freudenarmen Heim, ein neues zu gründen, und in ihrem Hause wird nicht geschont. Angern nur kommt die Mutter dahin, sie kann den raschen Verfall der Sachen nicht mit ansehen. Unbegreiflich! Bei ihr hatte doch die junge Frau ein gutes Beispiel vor Augen gehabt. . . Auch wenn die Enkelkinder zu Besuch kommen, ist die Freude nicht ungetrübt; die unbeholfenen Fäßchen tappen überall hin, die Kleinen Finger lassen an allen Stählen ihre Spuren zurück. Großmutter muß stets wehren, sie wird ängstlich, aufgereg, und athmet erst erleichtert auf, wenn der Besuch vorüber ist. Sorgsam blickt sie umher, ob sie auch alle unverfehrt gelieben, die Bürgen ihres Hausfrauenthums. . . Ja, das Sopha dort, das sie von ihrer seligen Schwiegermutter geerbt, die Schlummerrolle, die sie ihrem Manne zum ersten Geburtstage in der jungen Ehe gestickt, die Schutzdecke, an der sie noch als Mädchen gearbeitet. . . Alles hat sie zu schonen, zu erhalten verstanden, und nur Eines ist ihr darüber verloren gegangen: die innere Zusammengehörigkeit mit den Ihrigen. . . Es ist einsam geworden um die „Schonerin“.

Regine Ullmann.

Himmel und Hölle.

Roman in vier Büchern. Von J. von Rapp-Steinher.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

I.

Hellmuth hatte sich auf den Weg gemacht, um eine Wohnung zu suchen, denn seine Mittel gestatteten keinen langen Aufenthalt im Hotel. Gestern Abend war er bei strömendem Regen in Wien angekommen, heute hatte sich das Wetter geklärt. Hiemlich planlos war er von der Wiedener Hauptstraße, wo sich sein sehr bescheidenes Absteigequartier befand, bis nach dem Ring gelangt.

Seine Lage war ganz ähnlich der nach der Flucht aus dem Geschäft seines Onkels. Heute, wie damals, kam er, eine zertrümmerte Existenz hinter sich lassend, nach einer fremden, großen Stadt, um sein Brod zu suchen. Nein — damals war es doch wohl anders! Sein Glück war es, was er damals zu finden hoffte. Und heute that er das nicht mehr. Das Glück war eine Lüge, ein Wahn, und er schämte sich, so thöricht daran geglaubt zu haben. Auch die ideale Freude an der Arbeit war ihm verloren gegangen. Was ihm blieb, noch immer blieb, war das Gefühl der eigenen Kraft. Er wollte kämpfen, das Schicksal zwingen — er trotzte ihm. Sollte jene, die sein junges Herz betrogen, sein ganzes Dasein vergiften? Nein — das durfte ihr nicht gelingen! Fern ihrem Lebenskreise wollte er sich eine neue Existenz gründen, welche mit jener, die er mit Gerda getheilt, nichts gemein hatte, nicht einmal den Namen. Er beabsichtigte, um sie von seiner Spur abzulenken, unter einem Pseudonym zu schreiben. Er zweifelte nicht daran, daß ihm völlig gelingen würde, was er anstrebte. Durfte er sich doch ein immerhin nicht unbedeutendes schriftstellerisches Talent zusprechen; dazu hatte er sich journalistische Routine angeeignet, war unablässig bestrbt gewesen, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, er war fleißig, strebsam, verlässlich, genügsam — weshalb sollte es ihm nicht glücken?

Die schönen Bilder, die sich ihm darboten, legten sich wie eine holde Verheißung an sein Herz. Zuerst hatte er auf der Elisabethbrücke innegehalten, wo sich aus dem herblich angehauchten Grün der Wienfluh-Anlagen der herrliche Kuppelbau der Karlskirche erhob. Dann begegnete sein Blick den heiteren und zugleich großartigen Formen des Opernhauses, dann weiter links den beiden mächtigen Zwillingstürmen der Museen, anzuschauen wie überwältigend große Schatztruhen, die durch zierliches Gitterwerk vom Betriebe der Straße abgeschlossen, auf leuchtend grünen, kunstvoll angeordneten Rasenteppichen zu ruhen scheinen. Hier bog Hellmuth rechts ab nach dem äußeren Burgplatz mit seinen stolzen Reitermonumenten, und durchschritt den Volksgarten, einen der schönsten jener im Herzen Wiens gelegenen Parks, welche uns mit ihren prächtigen alten Bäumen und reichen Blumenbeeten ganz vergessen lassen, wie nahe wir uns dem Lärm der Straße befinden! Gerade dieser Garten ist vielleicht einzig in der Welt durch seine Umrahmung. Auf das Duft erfüllte, farben glänzende Fleckchen Erde blicken die beiden Kuppeln der Museen hernieder und die prächtigen Sculpturen, welche das in rein griechischem Style leuchtende Parlamentsgebäude krönen; während die schlanken, leichtfüßigen Risse vor den Quadrigen darüber hinweg in die Lüfte zu stürmen scheinen, halten allegorische Gestalten Wache auf dem Hause des öffentlichen Rechts, auf dem Tempel der Verfassung. Wie ein gewaltiges Werkzeichen bürgerlicher Macht überragt den ganzen Platz der Riesenthurm des gothischen Rathhauses, auf dessen höchster Spitze ein geharnischter Rittersmann das Banner der Stadt schwingt. Die strengen und doch nicht düsteren Linien der Rathhausgasse finden ein anmuthig Gegenpiel in der grazios geschwungenen Front des neuen Burgtheaters, das mit seinem spiegelblanken Marmor, mit der wunderbar bewegten Giebelgruppe, mit seinem ganzen Ueberreichtum schöner Einzelheiten fast nicht seines Gleichen hat auf Erden. Es sind die künstlerischen Erzeugnisse dreier Culturepochen, denen man von dem großen Gartenparterre aus ins Angesicht blickt.

Als Hellmuth den Volksgarten auf der anderen Seite verließ, hatte sich die Sonne durch die herblichen Nebel gearbeitet, und das Reichrathsgebäude mit seinen heiter hellen Säulenhallen, das Rathhaus, das Burgtheater und weiterhin die Universität in ihrem Renaissance-schmuck lagen vor seinem trunkenen Auge. Dazwischen die herrlich emporgiebigsten Anlagen vor dem Hause der Stadt, und noch fünf hundert Schritte weiter, bei einer Wendung der Straße, hatte er seinen Lieblingsbau erreicht, die Botivkirche, eine der schönsten, vollkommensten Schöpfungen der Gothik, welche die Neuzeit hervorgebracht hat. Eine stille, innere Freundigkeit hatte sich Hellmuth's bemächtigt; er liebte das Schöne, und er sagte sich: Eine Stadt, welche binnen kaum zwei Jahrzehnten solche Wunderwerke vollbringen konnte, muß doch Raum haben für Arbeit und künstlerisches Streben! Vielleicht hätte ich gleich hierher gehen sollen. Ich passe besser hierher mit meinem heißen Blut und meinem leicht entflammten Sinn, als nach dem nüchternen, streng disciplinirten Norddeutschland! Ja, hier will ich vergessen, von Neuem zu leben beginnen!

Nachdem er sich an dem Anblick der Botivkirche gesättigt, gedachte er seiner nächsten Obliegenheiten: er mußte eine Wohnung mieten. Nicht hier, in diesen Regionen der Paläste, durfte er daran denken, sich niederzulassen; er mußte eine bescheidenere Gegend aussuchen. Aber wohin? Er war unbekannt in Wien, nur ein einziges Mal hier gewesen; auf einer Durchreise, wo er die vorgezeichneten Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm. Gerade in großen Städten wird man am leichtesten von

dem Gefühl der Verlassenheit befallen, so lange man fremd ist. — So lange Hellmuth nur geschaut und betrachtet hatte, fühlte er sich nicht fremd und verlassen, wohl aber jetzt, wo er an sein neues Heim oder doch an seine Niederlassung dachte. Die Leiden der Vergangenheit fielen ihm ein und sein Herz preßte sich dange zusammen.

Er setzte sich auf eine Bank im Rathhauspark und suchte sich zu erinnern, was er etwa über die einzelnen Stadttheile in Wien gehört. Wo konnte man billig wohnen, zugleich ein wenig lustig und ruhig? Da erinnerte er sich, daß er doch eigentlich Bekannte hier habe, jene Frau Marianne Krüger die sich hier wieder verheiratet hatte. — Er empfing seinerzeit von ihr eine Vermählungsanzeige mit Angabe ihrer Wohnung in Wien. — In einer kleinen Kappe vermauerte er derlei Papiere, aber ob diese Kappe in seinem Koffer war? Jedenfalls wollte er nachsehen. Er kehrte in sein Hotel zurück. Die kleine, schwarze Kappe fand sich vor und darin die gesuchte Vermählungsanzeige. Er legte seine Toilette ein wenig in Stand und begab sich zu Frau Hartmann; so hieß Marianne nach ihrem zweiten Gatten, welcher den Titel Civil-Ingenieur führte. Frau Hartmann wohnte dicht an dem Wiener Prachtviertel, dem Schotten- und Franzensring, aber in einer alten und unscheinbaren Straße, der Berggasse, wo es wahrscheinlich billigere Wohnungen gab. In Wien berühren sich die Contraste derartig — das alte, zum Theil dürftige und das neue, prächtige Wien berühren sich unmittelbar, vermischen sich theilweise. Aber gerade das gefiel Hellmuth. Er wollte gerne in der Berggasse wohnen — hier hingen auch fast an jedem Hause Zettel, welche einzelne Zimmer zur Vermietung anzeigten. — Hier wohnte jener Wittelschand, der allenfalls einige entbehrliche Möbelstücke besaß, aber doch gerne ein einigermaßen jährliches Einkommen durch die Aufnahme eines »Zimmerherren« erhob. Auch war wohl hier das Viertel der Studenten und jungen Beamten. — Er wollte sich den Rath der Frau Hartmann einholen und dann, wenn möglich, in dieser Gegend bleiben. Ja, das wollte er thun. — Und er schellte bei Hartmann.

Ein Dienstmädchen ließ ihn ein. Die Wohnung schien ziemlich dürftig, aber musterhaft ordentlich und sauber gehalten. Die Verhältnisse des Herrn Civil-Ingenieur indessen schienen nicht die besten zu sein. — Das Zimmer, in welches man ihn führte, war eine gut gehaltene, aber sehr einfache Wohnstube. Nebenan schrie ein kleines Kind, wahrscheinlich ein kleiner »Civil-Ingenieur«. Frau Hartmann trat ein; sie war nicht mehr so schön, als vor zwei Jahren — ein wenig blaß und mager — aber immer noch so lebhaft, wie sie sonst gewesen. — Sie stieß einen ordentlichen Freudenruf aus, als sie Hellmuth gewahrte. Und doch waren sie nur ziemlich oberflächliche Bekannte gewesen. Hellmuth erinnerte sie, wie sie sagte, an »schönere Zeiten« — also waren die gegenwärtigen für sie wohl wenig glücklich? — Aber Frau Hartmann erkundigte sich so eingehend, wie es ihm ergangen sei, was ihn hierher geführt habe, daß er von diesen Bedenken wieder abgelenkt wurde. Er erzählte, daß er in Berlin seine Stelle verloren habe. Und dabei erinnerte er sich plötzlich, daß er Frau Hartmann damals seine Verheiratung verschwiegen hatte. Er schämte sich damals — er schämte sich auch jetzt. Was hätte er sagen sollen — wie sein Schicksal in wenigen Worten begreiflich machen? — Es ist immer beschämend, einzusehen, daß eine junge Ehe nach kaum zweijährigem Bestehen gelöst wurde. Um so mehr, wenn man keine greifbare Thatsache anzuführen weiß. Sollte er sagen: »Meine Frau ist mir davon gelaufen?« Die Andere würde laut oder stillschweigend fragen: »Warum?« Wie dieser schreckliche Fleck in seinem Leben auf seiner Seele brannte — wie ein Schandmal!

Und er schwieg. Wollte er doch ein neues Leben beginnen. Man brauchte nicht zu wissen, was hinter ihm lag, denn das nahm gegen ihn ein. Er wollte aber mit aller Kraft seines jungen Lebens, mit aller Energie, welcher er fähig war, das Geschehene ungeschehen machen! Er lenkte die Aufmerksamkeit von sich ab — auf Frau Hartmann. »Wie es ihr gehe?« Sie wurde roth und betheuerte, es gehe ihr sehr gut und sie fühle sich ganz glücklich. Sie habe auch ein reizendes, kleines Töchterchen — sie würde es nachher noch zeigen. Außerdem sei ihr Stieftöchterchen ihr so theuer und so viel geworden, wie ein eigenes Kind.

Jetzt kam Hellmuth auf die Wohnungsangelegenheit. Frau Hartmann hatte selbst ein Zimmer vermietet, aber es war nicht frei. Sie war jedoch mit dem Miether nicht zufrieden, sie hätte schon längst gekündigt, wenn nicht Doris, ihre Stieftochter, ihr davon abgerathen hätte. In diesem Augenblicke erinnerte sich Hellmuth des kleinen, blauen Mädchens, das so alsklug und vorsichtig auf Alles achtete. Hellmuth kam mit Frau Hartmann überein, daß er nach erfolgter Räumung das Zimmer beziehen wollte. Er freute sich aufrichtig, unter befreundete Menschen zu kommen. Und auch Frau Hartmann freute sich wie ein Kind. Sie öffnete die Thüre des Nebenzimmers und rief hinein: »Doris — komm doch für einen Augenblick!«

Das junge Mädchen, welches jetzt erschien, war so einfach gekleidet, daß er es beim ersten Anblick leicht hätte für ein besonders zierliches Dienstmädchen halten können. Aber bei näherer Betrachtung erkannte er doch sofort, daß er eine Dame vor sich hatte; ein etwas dürftiges, aber anmuthiges Figürchen, ein auffallend weißes, ovales Gesicht mit großen, braunen Augen, und einem so frischrothen Munde, daß man dem Gleichniß von den »Korallenslippen« nicht entgehen konnte. Das Haar war kurz verschnitten, leicht gelockt, von dem röthlich leuchtenden Braun der reifen Rosklostanien.

»Wir haben einen neuen Miether, Doris!« rief Frau Hartmann freudig. »Denke nur — jetzt können wir den Herrn Zellinek hinaus-
expediren!«

Doris erwiderte sehr schüchtern die herzliche Begrüßung Hellmuth's. Das kleine Mädchen von damals war groß geworden, aber es lag noch der ganze Zauber der Kindlichkeit in ihrem Wesen. Nur hatte sich der sinnende Ausdruck in ihrem Keinen, bloßen Gesichte vertieft, und die Augen erhöhten Glanz gewonnen. — Doris gab auch gleich einen neuen Beweis ihrer Vorzueglichkeit:

»Aber Herr Wille sucht doch augenblicklich eine Wohnung, und unser Zimmer wird erst in einem Monat frei.«

»Ach! — so lange bleiben Sie wohl im Hótel?« meinte Frau Hartmann.

»Das kommt aber sehr theuer, Mama!« wandte Doris ein.

Hellmuth mußte lächeln. »Fräulein Doris hat Recht!« sagte er. »Das kommt zu theuer. Ich muß mir indessen eine andere Wohnung suchen.«

»Ich habe eine Idee!« rief Doris. »Vielleicht nimmt Frau Mühlbauer Herrn Wille vorläufig auf — ihr Zimmer steht schon so lange leer.« Sie wandte sich an Hellmuth: »Das ist hier im Hause — einen Stod tiefer — natürlich müssen wir Frau Mühlbauer die Wahrheit sagen. Soll ich hinuntergehen, Herr Wille?«

»Wenn Sie so gütig sein wollen, Fräulein? — natürlich!« Sie lief davon, wie ein Kind — in ihrem Handschürzchen, und das Vergnügen, sich nützlich zu machen, leuchtete aus ihrem zarten, bloßen Gesichtchen.

Während sie fort war, gab Frau Hartmann ihrem Freunde gute Lehren, wie er sich belästigen und einrichten sollte. — Doris kam bald zurück. Frau Mühlbauer hatte zwar ein wenig geschmollt, daß die Stube nur für einen Monat gemiethet wurde, aber doch »Ja!« gesagt. Aber billig würde sie nicht sein, denn ihr Zimmer war ein »elegantes möblirtes«. So wenigstens nannte sie es selbst.

Nach herzlicher Verabschiedung begab sich Hellmuth hinab zu Frau Mühlbauer, die ihm ihr »elegantes möblirtes Zimmer« zeigte. Es hatte blau bepinselte Wände, verschossene, frischroth gewesene Seidenmöbel und einen Teppich mit kirchlichgroßen Rosen, darüber ein Oelbild, ein Kaiserporträt, nur kenntlich an der Krone und an den vielen Orden; eine Seeschlacht, die mit Dampf betrieben wurde; eine Jägerin von chocoladefarbenem Teint; eine Madonna im Spinat, und eine Eruption des Vesuv. Der Spiegel war in breiten, róthlich schimmernden Goldrahmen eingefast und wies die Spuren von Fliegen-Vólkerverwanderungen auf. Die Vermietherin, eine äppige, blonde, junge Frau, machte auf alle diese Vorzüge der Ausstattung, sowie auf andere, nicht ganz so augenfällige Reize des Zimmers — das sie beharrlich »Salon« nannte — aufmerksam; es sei ruhig, sie habe nur ein achtjähriges Tóchterchen, und zwar ein stilles, wohlgezogenes Kind, und sie und ihr Mann lebten »wie zwei Engel«. Frau Mühlbauer hegte wohl die stille Hoffnung, den Hartmanns den neuen Miether abzugeben. Hellmuth ließ lächelnd ihre Liebenswürdigkeit über sich ergehen.

Er ging beruhigt fort, um seine Koffer in die neue Wohnung schaffen zu lassen, während er einige Besuche machte. Mit dieser und jener Redaction hatte er schon früher in Beziehung gestanden, und so stellte er sich nun persönlich vor. Man kam ihm überall mit bestrickender Liebenswürdigkeit entgegen, man empfing ihn überall wie einen Freund, schüttelte ihm die Hände, freute sich seiner Anwesenheit und verhieß ihm lohnende Beschäftigung. »Wie herzlich diese Oesterreicher sind,« sagte er sich, ganz warm geworden. Feuilletons, Novellen, Plaudereien — man wollte Alles aus seiner Feder. Er möge nur einschicken. Nirgends sonst in Deutschland hatte er dies freundliche Entgegenkommen gefunden. Und in froh gehobener Stimmung kam er nach seinem Heim. Er hatte sich kaum die Nummer des Hauses in der Berggasse gemerkt; er erkannte es ja doch an dem wunderbarlich gelben Anstrich, und wohlgenuth stieg er die Treppen empor.

Er war wieder zu Hause — hatte den Kopf voll Arbeitsplänen und Hoffnungen. Allerdings, der »Salon« der Frau Mühlbauer war wenig anheimelnd. Er konnte kaum einem Commis-voyageur genügen, denn selbst die Hótel's zweiten und dritten Ranges entwickelten mehr Geschmack. Aber Hellmuth wollte ja bald eine Treppe hóher ziehen. Die folgenden wenigen Wochen waren für ihn auch nur ein Provisorium. Er lief in der Stadt und in den sogenannten »Vororten« herum, um Studien zu machen. Seine neue, größere Arbeit, die ihm vorrückte, sollte realistisch im besten Sinne werden. Schilderungen und Stimmungsbilder in der Art der guten Franzosen — hier lag der Schwerpunkt seiner Kraft. Zwar er wußte es, Novellen und Romane dieser Art waren nicht recht gangbar als Zeitungslectüre und für Familienblätter, aber er wollte es riskiren — lieber sich einschränken, ja darben, um sein Talent auszubilden. Das Wenige, was er brauchte, und die nothwendigen »Alimente« für Gerda würde er noch immer durch seine journalistische Arbeit gewinnen.

Fast täglich machte er einen längeren oder kürzeren Besuch bei Frau Hartmann, um mit ihr ein wenig zu plaudern. Er war eine mittheilsame, angeschlossenbedürftige Natur, und wenn er der Frau auch nicht seine Seele erschloß, ihr nicht von seinen Arbeiten sprechen konnte — so nahm sie doch den lebhaftesten Antheil an seinem äußeren Leben und Treiben. Doris, kindlich und bescheiden, wie sie war, nahm an, der Besuch gelte nur ihrer Mutter, und kam nur ab und zu in die Stube. Wie Hellmuth erfuhr, besorgte sie mit einem anspruchslosen Dienstmädchen die Wirtschaft und betreute auch das kleine Schwesterchen. Frau Hartmann selbst gab einige Musikstunden, um dem Hause noch etwas zuzuwenden. Erst als Hellmuth dies erfuhr, erinnerte er sich der Erbschaftsgeschichte von damals.

»Ja! — Frau Hartmann,« rief er, »sind Sie denn nicht eine glückliche Erbin geworden? — Hat mein Anwalt nichts für Sie ausgerichtet?«

»O, er gab sich alle Mühe — war auch sehr bescheiden in seinen Forderungen — aber er hat nichts erreicht. Man fand nachträglich ein Testament auf, welches die Wirthschafterin des Verstorbenen, eine entfernte Verwandte, zur Erbin einsetzte. Nun, die Sache ist verschmerzt.« Frau Hartmann lächelte, aber es schien ihr nicht recht von Herzen zu kommen. Und Hellmuth dachte — ob Herr Hartmann die Sache auch so leicht verschmerzt hatte? Er hegte ein leises Mißtrauen gegen den Mann, obgleich er ihn nur einige Male flüchtig gesehen. — Herr Hartmann war und blieb ihm ein Fremder. Wenn der kalt und hochmüthig aussehende Mann nach Hause kam, schienen Freude und Behagen zu ersterben. Frau und Tochter waren in ängstlicher Hast bemáht, seinen Wünschen entgegen zu kommen. Trotz seines schroffen, wenig einnehmenden Wesens war er der Angelpunkt, um den sich Alles drehte. Man lochte besonders für ihn; er trug seine Kleider, die von der schlechten Erscheinung der übrigen Familienmitglieder abstachen. Er rauchte theuere Cigarren — wenn er las oder schlief, wogte man kaum zu athmen. Mutter und Tochter schienen einig, zufrieden, ein Ganzes, dem der Vater als etwas äußerlich Aufgedrungenes, Fremdes gegenüberstand. Ihn aber — Hellmuth — hatten sie sofort flüschweigend in ihren Bund aufgenommen. Warum? Warum vertrauten ihm, dem fast Unbekannten, diese einsamen Seelen? Warum fühlte er sich zu ihnen hingezogen? Er hätte es selbst nicht sagen können! Keinerlei Erklärung war zwischen ihnen gewechselt worden — es war natürliche Sympathie, die Hellmuth bei der ersten Begegnung mit Fremden immer deutlich fühlte oder vermischte — bei den beiden Frauen vielleicht auch Mitleid mit ihm, mit dem Fremden, der sich offen über seine mißliche Lage geäußert hatte. Bevor er die Stube bei Hartmann bezog, hatte er noch einmal erklärt, daß er ein armer Schriftsteller sei, der sein Brod nicht ohne Mühe verdiene.

Frau Hartmann aber erklärte, ihm zu vertrauen. Ihr Gatte kümmerte sich wenig um die Miether. Sie möchte ihn darauf aufmerksam machen, daß die Kleine manchmal schreie, sogar des Nachts — was man freilich in seiner Stube kaum hörte. — Und er gab die Versicherung, an den lauten Meinungsäußerungen der Kleinen Vertha keinen Anstoß zu nehmen. Freilich — wenn der Himmel ein sehr stiller und ruhiger Aufenthalt war, so hatte seine provisorische Quartiergeberin, Frau Mühlbauer recht, ihr Zimmer einen solchen zu nennen.

Herr Mühlbauer war überhaupt niemals zu Hause und seine Frau selten. Sie starrte immer umher — man konnte nicht sagen, wo. Die kleine Elli besuchte die Schule, steckte in der Küche bei dem böhmischen Dienstmädchen oder hielt sich auch bei Hartmann auf, da Doris Mitleid mit dem Kinde hatte. — Ab und zu wurde sie plötzlich gewaschen und aufgeputzt, weil ihre Mutter sie mit sich nahm, wenn sie irgend wohin nicht ganz allein gehen wollte. Allerdings, man hörte in dem Hause keinen Laut; wer hätte zanken sollen? Als Hellmuth wirklich auszog, brach ihm Frau Mühlbauer noch einmal ihren »Himmel« an — man konnte sich ein Haus suchen, wo die Leute so lebten wie die Engel — aber Hellmuth zog dennoch um.

Das Zimmer bei Hartmann gefiel ihm. Die Fenster desselben führten auf einen mit Blumen bespánten Hof; der Raum selbst wies eine sehr altmodische Einrichtung auf, doch fehlte Nichts zur Bequemlichkeit, wie denn auch nichts Wohlthöndendes auffiel. Der Spiegel hatte nur einen einfachen, dunklen Holzrahmen, dafür aber auch keine schwarzen Tupfen. Bilder gab's nur zwei — schöne Handzeichnungen. Die weißen Mullvorhänge waren sehr zierlich gestopft. Alles wies auf eine weibliche sorgsame Hand. Als er heute zum ersten Male nach Hause kam und sein Zimmer betrat, war eine Lampe angezündet; man hatte Blumentöpfe an das Fenster gestellt, ein hübsches Kissen lag auf dem Divan; man hatte ihn erwartet — weibliche Hände hatten für sein Behagen gesorgt — er fühlte sich zu Hause. Ab und zu hörte er draußen, in dem gemeinamen Vorzimmer, eine sanfte, weiche Stimme — die von Doris.

Man fuhr auch in den folgenden Tagen fort, ihn mit kleinen Aufmerksamkeiten zu überhäufen, und — dankbar, wie er sich dafür zeigte — wurde seine Bekanntschaft mit Frau Hartmann und ihrer Tochter bald zur Freundschaft. Sie suchten ihm den Aufenthalt in ihrem Hause so angenehm als möglich zu machen, und das hatte er für die wenigen Gulden Miethel sicher nicht zu beanspruchen. Nur dem Herrn des Hauses konnte er nicht näher kommen.

Unwillkürlich nahm Hellmuth die Gewohnheit an, wenn Herr Hartmann zu Hause war, nicht mit den Damen zu verkehren, mit kurzem Gruß an ihnen vorüberzugehen — anscheinend theilnahmlos an den Vorgängen im Hause auf seinem Zimmer zu bleiben. Sowie der Herr des Hauses die Ausgangsthüre hinter sich geschlossen hatte, lebte das ganze Haus wieder auf. Dann klopfte Doris wohl auch einmal schüchtern an seine Thüre und brachte ihm selbst die Lampe, die Zeitung, eingelaufene Briefe. — Welch' ein liebes, bescheidenes, fleißiges Kind sie war, still und doch immer heiter. Wenn er sie sah, so erinnerte er sich manchmal, daß er noch jung war, in dem Alter der Liebe. Aber rasch unterdrückte er auch nur die flüchtigste Regung dieser Art. — Er war nicht frei.

Monate waren seit jenem Tage verfloßen, da Gerda in seine Stube getreten, um ihm die erneuerte Gemeinsamkeit ihres Lebens anzubieten. Hornentbraunt hatte er sich damals gelobt, er wüßte von ihr befreit werden. Aber noch war seine Angelegenheit nicht wesentlich weitergekommen. Auf seinen Scheidungsantrag hatte das Gericht die drei vorgeschriebenen Veröhnungsverfuche angeordnet. Diese Termine hatten denn auch in dem ehemaligen Kadettenhause zu Berlin, das jetzt Gerichts-zwecken dient, stattgefunden — trocken und eindrucklos, wie alle solche Verhandlungen in der Regel zu verlaufen pflegen.

In dem halbdunklen Corridor sahen die Geladenen und wenden sich ab, wenn sie ihren Weg weiter kommen sehen. Keine Fälle, die überhaupt noch irgend welchen individuellen Reiz besitzen, spielen sich eigentlich hier drauhen ab. So sah Hellmuth bei seinem ersten Termin, wie eine junge einfach gekleidete Frau sich über das Treppengeländer lehnte, um ihren Mann kommen zu sehen. Nun hört sie den ihr wohlbelannten Trittschritt — das Blut schießt ihr in die Schläfen, sie fährt mit frampfhaftem Griff nach dem Herzen — sie schwankt; endlich rafft sie sich, wie von einem starken Entschluß gefaßt, zusammen, und wendet sich, das Gesicht jetzt bleich und starr, zur anderen Seite. . . Drinnen beim Sühnerichter, werden die Beiden nichts mehr mit einander zu reden haben! — Dort flüstert ein Mann eindringlich mit seiner Gattin und Anklägerin. Er verspricht ihr, was sie auch von ihm verlangte — nur noch dies eine Mal solle sie ihm vergeben. Und in dem Augenblick, da der Gerichtsdienner ihre Namen aufruft, haben sie sich gefunden, und schreiten stolz an der bereits für sie geöffneten Thüre zum Terminzimmer vorüber. . .

Vergeblich ruft der Diener: »Wille contra Wille!« Frau Gerda hält nicht sehr auf Pünktlichkeit. Und zwei, drei andere Paare werden inzwischen von dem betrieblamen Sühnerichter abgefertigt; jede dieser Verhandlungen dauert nicht viel länger als etwa eine photographische Aufnahme. Endlich, fast um eine halbe Stunde zu spät, wird Gerda sichtbar. Sie ist durchaus nicht erschrocken, auch nicht erregt; mehr um ihre elegante Uhr sehen zu lassen, als um sich selbst zu orientiren, öffnet sie den vorbeugenden Mäntel und thut, als ob sie erschrecke, da sie die Verpöpfung gewahrt wird. An Hellmuth schreitet sie höchst unbefangen vorüber, und wendet sich mit herablassender Vertraulichkeit an den Gerichtsdienner: »Ich komme wohl noch zeitig genug? Ich heiße Wille. . .«

»Warten!« meint der Diener lakonisch, und Frau Gerda nimmt lächelnd Platz.

Wiederum verläßt ein Paar das Terminzimmer. Der Mann finsternen Gesichtes, die Frau bemüht, die Thränen zu verbergen. Eben will er sich seinen Schritten entfernen, da fliegt ihm aus dem halbdunklen Gange ein Kind entgegen, ein Knabe, der in hellem Jubel anschaufelt: »Papa! Papa! Mein lieber, einziger Papa!«

Während der Mann in leidenschaftlicher Bewegung das Kind zu sich emporhebt, schnarrt der Diener: »Wille contra Wille! — Dritter Akt!« und Hellmuth läßt seine Frau an sich vorbeistreichen — in das Sühnezimmer. Er vermied es, sie auch nur mit dem Blick zu streifen. Vor dem Richter wiederholte er sein Verlangen, von ihr geschieden zu werden; sie habe ihn verlassen, ihre Rückkehr sei nur ein Scheinmandöver gewesen, mit welchem sie die tiefinnerliche Abneigung, die er gegen sie hege, nur verstärkt habe. Gerda hingegen erklärte, jeden Augenblick zu ihm zurückkehren zu wollen.

»Sie hören nun, daß Ihre Gattin Willens ist, den begangenen Fehler wieder gutzumachen. — Sind Sie geneigt, Ihre Klage zurückzuziehen?«

»Nein!«

Der Richter wendet sich an seinen Schreiber und dictirt: »Beklagte zeigt Reue und will zu gemeinsamem Leben mit dem Kläger zurückkehren, was dieser entschieden ablehnt. . . Nächster Termin am 2. December, Vormittags 11^{1/2} Uhr.« In den Parteien aber sagte er kurz: »Sie können gehen.« Hellmuth sieht nicht, wie ihn nun ein zorniger, drohender Blick trifft. Er verläßt das Gerichtsgelände, als hätte er einen Sieg erkämpft.

Nicht viel anders waren die beiden folgenden Termine verlaufen. Nur hatte Hellmuth den Eindruck empfunden, als ob sich die Sachlage für ihn verschlimmere. Das ganze Odium der Unverhältnißlichkeit und Gehässigkeit fiel eben auf ihn, während sich auf der anderen Seite Reue und Bereitwilligkeit zur Sühne zeigte. Aber ein glücklicher Zufall schien ihm zu Hülfe zu kommen. Herr Dr. Glöser, sein Rechtsfreund, war ein flotter Garçon, der namentlich viel mit Theaterdamen verkehrte. Bei einem sehr angeregten Souper nun war er mit Frau Gerda zusammengetroffen. Selbst ein Mann von vornehmsten Grundtugenden, hatte er schon bei dieser flüchtigen Begegnung erkannt, wie sehr sein Client sich im Rechte befinde. . . Das war keine Frau für einen Mann von Bildung und Charakter. Und er versprach Hellmuth, mit wachsamem Auge auf das Privatleben seiner Proceßgegnerin zu achten — er, Hellmuth, möge nur beruhigt abreisen — es werde sich aus dem Lebenswandel der Frau schon ein Fundament für des Klägers unüberwindliche Abneigung ergeben. Das hatte so zuversichtlich gelautet, und der Rechtsanwalt war so warm und freundschaftlich gewesen, daß Hellmuth wirklich voll Hoffnung in die Zukunft blickte. Lange konnte der erlebte Augenblick nicht ausbleiben, wo er wieder frei aufathmen durfte.

»Die Ehe ist im Deutschen Reiche lösbar,« sagte er sich, »und die meine ist es unso mehr, als sie ganz unhaltbar ist.«

Am zweiten Tage, nachdem er bei Hartmann eingezogen war, hatte sich der folgende Zwischenfall ereignet. Als er in das Wohnzimmer trat, um ein geliehenes Buch zurückzustellen, sah Doris am Schreibtisch und schrieb in ihr Wirtschaftsbuch. Während er mit Frau Hartmann plauderte, zeigte sie ihm einen blauen Zettel und rief: »Der Anmeldebettel für Sie — Herr Wille! Soll ich ihn gleich für Sie ausfüllen? Ich habe doch schon die Feder in der Hand.« Und ehe er sie verhindern konnte, hatte sie schon begonnen zu schreiben: »Wille Hellmuth — Schriftsteller — Religion protestantisch — geboren?« — Er gab die Daten an, ohne weiter zu überlegen. Noch einmal blickte er ihr über die Schulter und sah, daß sie ahnungslos und selbstverwundlich hingeführt hatte: »Ledig.« Während heiß zuckte es ihm durch's Innere: Darfte er die Frage stellen lassen? Er fürchtete die Strafe nicht, die auf posthumer Fallstrahlung stand. Aber durfte er seine Freunde so belügen? Er fühlte, wie er erröthete, dennoch schwieg er. — Nur so lange, bis er frei war — dann wollte er ihnen Alles gestehen.

II.

So begann er mit neuem Muth zu arbeiten. Es ging vortreflich vonstatten — so leicht, so glücklich hatte er lange nicht gearbeitet. Sein Schreibtisch war jetzt immer so, wie er ihn brauchte — nicht nur sauber, sondern jedes Ding mit pedantischer Genauigkeit immer an derselben Stelle. Der Ofen warm — Alles still und behaglich. Wenn er einmal aufstand, trat er gern an die Blumen heran, die vor seinem Fenster grüntem und blühtem. Wie diese Blumen gediehen und wie behaglich es hier war! Nie hatte er von seinen Wünschen und Neigungen etwas Genauereres verrathen, und in diesem Hause war ihm zu Muth, als ob irgend ein guter Geist um ihn walte, ihn besonders in Schutz nähme. So hatte er denn auch seine ganze frohe Laune wiedergefunden — er sang und piffte wie in seinen besten Tagen. So oft sein Blick auf Doris' feines, weißes Gesichtchen fiel, sah er ihre braunen Augen leuchten, ihren rothen Mund lächeln. Sie war immer zufrieden, immer voll Antheil an dem, was um sie her vorging, immer hilfsbereit, zugänglich — allezeit freundlich gestimmt. Und weil sie im Ganzen wenig sprach, gewöhnte er sich mehr und mehr, durch Blicke mit ihr zu sprechen. Ein süßes, nie in Worte gefaßtes Einverständnis bildete sich zwischen ihm und ihr, und seit sie seine Arbeiten las und konnte, gehörte sie in sein Leben und Dasein.

Das war gekommen, er wußte gar nicht wie. Ohne starken, bewältigenden Eindruck, und ohne daß er sich darüber Rechenschaft ablegte, sah er — auch ferne von Doris — immer den anmuthigen Bodenfall ihres Haars, die röthlichen Locken, die daran zu glimmen schienen — ihre sinnigen Augen, ihre fest geschlossenen, rothen Lippen.

Eines Tages machte Frau Hartmann die Bemerkung, ihre Tochter werde wohl nicht heiraten, sie sei ja nicht hübsch, habe auch keine Mitgift. Uebrigens wäre die Ehe ein zweifelhaftes Glück.

»Das ist richtig!« meinte Hellmuth. »Die Ehe mag ein sehr, sehr ungewisses Los sein.« Und Beide verstummten.

»Ist Doris wirklich nicht hübsch?« dachte er nachträglich. Gerade darauf hin hatte er sie nie angesehen. Sie war so, wie sie sein mußte, mit ihrem schmalen, zarten Gesicht, ihrer schüchternen Haltung, ihrer kindlichen, immer etwas verlegenen Miene.

Eines Abends, als es zu dämmern begann, trat sie in sein Zimmer, die angezündete Lampe in der Hand.

»Aber Fräulein Doris!« rief er. »Sie bedienen mich immer — das kann ich nicht dulden!«

»Warum denn nicht?« versetzte sie lächelnd. »Ich thue es gern — dazu bin ich ja da!«

»O Fräulein, Sie beschämen mich! Sie und Ihre Mutter erdrücken mich überhaupt mit Ihrer Güte. . . Wie komme ich dazu? Womit habe ich alle die Freundlichkeit verdient, und wie kann ich Sie Ihnen vergelten?«

»Aber wir thun ja nichts als unsere Pflicht!« Und nun entstand ein edler Wettstreit zwischen ihnen. Er behauptete, für die wenigen Gulden Miete hätte er nicht so viel zu fordern; sie war der Meinung, man sei durchaus verpflichtet, für sein Behagen zu sorgen. »Ich bilde mir ein,« sagte sie, »daß Sie gewiß das Bedürfniß nach einiger Bequemlichkeit und Behaglichkeit haben.«

»Ich habe dies Bedürfniß und ich empfinde es so stark, daß meine Dankbarkeit gegen Sie und Ihre Frau Mutter keine Grenzen kennt! Es ist auch mehr als der Hang nach Ordnung und Behagen — es ist die heiße Sehnsucht nach Liebe! Aber denken Sie nur nicht, daß ich verwöhnt bin. . .« Seine Miene hatte sich verfinstert.

»Sie werden einmal sehr glücklich werden! Sie sind ja noch jung, begabt, frei!«

»Ja — ich bin frei!« rief er in eigenthümlicher Betonung.

Sie sah ihn etwas verwundert an. Es war doch selbstverständlich, daß er frei war? »Ich meinte mit 'frei', daß Sie frei schaffen können, in seiner abhängigen Lage sind. Frei, das heißt unvermählt zu sein, ist doch an und für sich noch kein Glück, denk' ich.«

»Frei sein nicht — aber frei werden!« versetzte er.

Sie hielt jetzt seinen Ausdruck für eine allgemeine Reflexion. »Sie haben Recht,« seufzte sie, »und für meine arme Mama wäre es vielleicht ein Glück, frei zu werden — allerdings, ich müßte sie darum nicht verlieren!«

»Die Ehe Ihrer Eltern ist unglücklich?« rief er lebhaft. »Ich habe es gleich geahnt, als ich hierher kam.«

»O sehr, sehr traurig!« erwiderte sie.

»Es ist unglücklich — Ihre Mutter, so ganz geschaffen, glücklich zu machen — wie konnte das geschehen?« Er schlug sich vor die Stirn und fuhr dann fort: »Wie geschieht dergleichen! Als ob — man's nicht wüßte!«

»Ach — ich begreife selbst nicht, wie es geschehen konnte,« meinte Doris in ihrem unschuldsvollen Tone. »Und ich denke Tag und Nacht, wie ich etwas ändern könnte. Die arme Mama hat auch nur so eine ganz schwache Vorstellung von Glück. Sie wissen doch, wie traurig ihre erste Ehe endete?«

»Ja! das weiß ich genau. Aber die zweite?«

Leise und bedrückten Tones erzählte Doris:

»Mein Papa — er wollte nicht ohne Mitgift heiraten — er sagte, das ginge nicht. Seine Stellung sei zu ungewiß. — Aber es wollte ihm nicht gelingen, eine Frau zu finden, die seinen vielfachen Anforderungen entsprach. — Mama muß ihm wohl gefallen haben — denn er entschloß sich rasch. Aber ich selbst, ich — damals noch ein Kind — wußte: aus-schlaggebend war die Mitgift, das heißt die Erbschaft. Sie schien sicher und zweifellos, weil der Verstorbene kein Testament hinterlassen, und weil Mama die Nächstberechtigte war.«

„Und dann fand sich ein Testament,“ unterbrach sie Hellmuth, „und Frau Marianne war enterbt. Was sagte dann Ihr Papa?“

Thränen traten Doris in die Augen. „Ach — ich wollte — ich hätte es nicht gehört; aber ich hörte es doch.“ Sie schluchzte. „Er warf ihr vor, sie hätte um den Ausgang gewußt — ihn verlockt und betrogen. Um das Unglück voll zu machen, hatte der Prozeß lange gedauert und auch Kosten gemacht, die Papa bezahlen mußte. Mama hatte sich ja nur mit Musikstunden fortgebracht. Er machte ihr die entsetzlichsten Vorwürfe — in dieser einen einzigen Stunde ging das ganze Eheglück in Trümmer. Mama ist eine stolze, selbstbewußte Natur — Papa war immer verschlossen, starr, vielleicht hochmüthig. Vielleicht hätten sie sich damals getrennt — aber die kleine Gretha hatte schon ihre Ankäufe angefangen, und so blieben sie zusammen. Aber wie? Sie in ihrem heiligsten Empfinden gekränkt — er enttäuscht, tief beleidigt, weil sie sich beleidigt zeigte. Mein Vater ist ein sehr nüchtern, praktischer Mann, wie ich glaube. Geldfragen sind ihm keine Spielerei — er war immer sehr bekümmert, daß für mich nichts da wäre. Und nun hat er noch eine Frau und ein kleines Kind zu versorgen. Sein vernünftiges, ermögendes, jahrelang eingehaltenes Programm war zertrümmert. Gewiß, er war sehr unwillig. Aber daß Mama ihn betrogen, das glaubte er selbst nicht für die Dauer. Aber im ersten Aerger war's ihm entschlüpft. Und sie hat es ihm nie verziehen — sie haben sich nie wieder gefunden.“

Hellmuth war ganz bleich geworden. Auch da waren zwei Menschen aneinander gefesselt, die sich gegenseitig unglücklich machten. Die Frau war der schwer leidende Theil. Und das kleine Kind, das sie nicht den Muth hatten zu opfern, verband sie unauflöslich.

„Die arme Mama,“ fuhr Doris fort, „setzte nun Alles daran, den finanziellen Ausfall, den sie verursacht, herinzubringen. Sie arbeitet für Geld, plagt sich im Hause mit dem kleinen Kinde und — darbt! Für sie der länglichste Bissen, ein Trunk Wasser — kein Vergnügen, keine Abwechslung, keine Erleichterung. Sie vergißt sich nichts — sie lebt schlechter als der niederste Diensthote. Die einfachen Kleider, die sie trägt, erübrigt sie von dem selbst erworbenen Gelde. Dies Geld deckt reichlich ihre kleinen Lebensbedürfnisse, und es gereicht ihr zur Genugthuung, daß sie nichts von ihm — Papa — empfängt. Für ihn wird eigens und besser gekocht, Wein und Bier geholt, starker Kaffee bereitet. Und er läßt sich das Alles gefallen — läßt die arme Mama darben — er ist der Herr — er kann genießen — Jittern machen — seiner ähnen Laune nachgeben — er kann Alles — er hat es nicht nöthig, auf seine Frau Rücksicht zu nehmen! O, es ist vielleicht Unrecht, so von meinem Vater zu sprechen. Aber es ist doch wahr! Wie oft auch versuchte ich es, ihn ungußtimmen, aber dann wurde er noch gereizter. Ich machte mit

Mama gemeinsame Sache gegen ihn, und er hätte kein Kind mehr.“ Doris weinte von Neuem.

Hellmuth rannte in der Stube auf und ab. Diese Märtyrerin hatte ihm gegenüber immer ihr Unglück verleugnet, ihren Mann und seine finstere Laune auf alle Weise entschuldigt. Sie duldete stumm, standhaft, endlos. Sie lächelte noch dazu und suchte ihn, der sie quälte, zu entschuldigen. Und er — Hellmuth — er hatte die Hände, die ihn drückten, abgeschüttelt — oder doch abzuschütteln versucht — bisher vergeblich. Welch' ein Fluch konnten diese Ehefesseln werden, und wann würde es ein Ende nehmen mit den Thoren, die sie sich unbedacht aufluden?

Doris fuhr fort: „Ich war Anfangs ganz rathlos und verzweifelt. Was zwischen den Beiden beginnen? Eines Tages, da ich Mama weinend fand, sie jählich umsaßte, sie mit Liebesworten zu trösten suchte, rief sie hervor: „Wenn ich Dich nicht hätte!“ . . . Da kam es über mich wie eine Offenbarung: Ich mußte bei Mama bleiben — mußte ihr Trost und Stütze werden! Und von diesem Augenblicke an konnte mir Papa nichts mehr anhaben! Ich mußte da sein — wegen Mama! In allen Stunden habe ich treu zu ihr gehalten; da ich größer und stärker wurde, arbeitete ich für sie im Hause, suchte auch manchmal etwas zu verdienen. Und ich hoffe noch immer,“ jetzt leuchteten ihre Augen auf, „daß ich die Beiden eines Tages zusammenbringe.“

„Vor Allen,“ fiel Hellmuth ein, „haben Sie durch Ihre kindliche Liebe, Ihre Treue und Genügsamkeit, durch Ihre heitere Zufriedenheit der armen Mama ein schöneres Liebesglück bereitet, als sie geträumt! Das weiß ich nur zu genau! Ach — wie glücklich werden Sie einst Ihren Gatten machen!“

Und er faßte ihre beiden Hände — in der deutlichen, halb unbewußten Vorstellung: „Es muß auch ein echtes, himmlisches Eheglück geben, wenn man ein selbstloses, sanftes, hingebendes, edles Weib findet. Ein Weib, wie Doris — die von ihrer Mama das Schlimmste abwandte: ein liebeleeres Leben ohne eine andere theilnehmende, hingebende Seele!“

„Ich und heiraten?“ sagte Doris lächelnd, „ich bin nicht schön und habe kein Geld. Ich denke wirklich nicht daran. Doch — ich muß gehen! Es ist unschicklich, so lange bei Ihnen zu bleiben und zu plaudern. Aber ich hatte längst vor, Ihnen Alles zu sagen!“

„Ich danke Ihnen, Doris! Sie haben keinen wärmeren Freund als mich!“

Sie war gegangen. Von ihren warmen Händen, die er in den seinen gehalten, ging eine holde Lebensströmung durch sein ganzes Inneres — einen Augenblick lang wollte er die Arme nach ihr ausstrecken, sie an sich ziehen, aber er blieb wie angewurzelt stehen.

Nun durchzuckte es ihn, wie ein eisiger Schreck: „Du wirst doch nicht — lieben — wieder lieben?“ (Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Zwei Scherz-Logogriphe.

I.
Mit „f“ strebt es in's Meer hinaus;
Mit „n“ hocht gerne es im Haus.

II.
Mit „b“ taucht man es in den Thee;
Auf Reisen folgt es uns mit „p“.

Rebus.



Politisch-finanzielles Silbenräthsel.

ard, az, ba, bo, ber, ca, de, du, e, en, ga, gen, gil, ka, las, li, ma, mi, mia, now, o, ra, ra, ra, ro, se, stra, tal, to, u, walf.

Vordrehende 33 Silben sind zur Bildung von 11 Wörtern zu verwenden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, abwärts gelesen, ein finanziell-politisches Ereigniß der jüngsten Zeit nennen.

- 1. Ruffisches Donauengeschlecht.
2. Sessel wie „Kuliseerung“.
3. Normandisch (lateinisch).
4. Figur in Schiller's „Turandot“.
5. Genossenschaft, Zünfte.
6. Erbtheil.
7. Tenthel deutscher Volkspoesie aus dem 8. Jahrhundert.
8. Mule.
9. Waffe.
10. Knabenname.
11. Mythische Königin von Aethiopien.

Damen-Cintenfah-Räthelsprung.

Grid of letters for a crossword puzzle. The grid is filled with letters from the text above, forming words both horizontally and vertically.

Kapsel-Räthsel.

(An eine Matrone.)

„Sie“ sitzt mit vielen Schwestern
Auf Stirn' und Wangenpaar
Zum Aerger Dir — wie gestern —
So heut' und immerdar.

Nimmst Du „ihr“ Kopf und Füßchen,
Bist selber Du, was bleibt;
Das ist der Grund, mein Süßchen,
Warum „sie“ nichts vertreibt.

Lösungen der Räthsel in Heft 14.

Silbenräthsel:
Handschuh, Schuhband, Fuß, Hand.
Onomatopisches Streichräthsel: Lohung, Bohm, Garbo, Simoo, Koralle, Eris, Lohle, Holodung, Hank, Parma, Braut, Reiohor, Knebel, Lohrt, Engel, Raigo, Reho, Boran. Die letzten Lettern, der Reihe nach gelesen, geben:
„Sir Morrell Mackenzie“.

Geographisches Buchräthsel:
1. Es heißt, daß in der Stadt Martara Wien in Dienst genommen werden u. (Arabien, Indien).
2. Ein Trompeter ward einmal in Jern gebrocht, weil ihm sein Instrument zu schwer in der Hand wurde. (Rom, Peterwarden, Sing, Schwerin.)

Dichter-Kryptogramm: Rudolf Saumbach.

Schweden-Kryptogramm: „Wissen ist Macht.“

Buchstaben-Räthelsprung: „Eine Hand wäscht die andere.“

Teufelsnoten-Königsprobenade:
Ach, aus dieß Thal's Grünchen,
Die der falsche Rebel brüht,
Adant' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie süß ist mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Gruß jung und ewig grün!
Hüt' ich Schwinger, hüt' ich Hügel,
Nach den Hügeln seh' ich hin!
Magisches Kreuz-Kryptogramm:
R H M
A A A
R A I M U N D
H A M S T E R
M A U T N E R
N E E
D E R

Für Haus und Küche.

Verwendung der Kräuter im Frühjahr.

Kräutersuppe. Wenn man Kräuter zur Suppe einkauft, so ist es notwendig, daß man dieselben kennt, oder bei einer verlässlichen Händlerin erhebt, da mitunter ein schädliches Gewächs darunter gerathen kann. Am besten eignen sich: Bettram, Gaudelreben, Erdbeerblätter, Kresse, Kerbelkraut, Sauerampfer, Petersilie, Schnittlauch, Spitzwegerich, Löwenzahn, Luderl. Sie werden trocken abgeklaubt, dann schnell ausgewaschen, gehackt, auf Butter abgedünstet, gestaubt und mit einer Lösung von Fleischextract in Wasser verflocht. Am Fasttagen gibt man statt des Fleischextractes etwas sauren Rahm hinein. Ein Eidotter kann in jedem Falle vor dem Anrichten hineingepudelt werden. In Fett geröstete Semmelwürfel oder aus Brandteig gebakene Erdäpfel sind passende Beigaben. Für keine Diners an Fasttagen servirt man zur Suppe gebakene Karfsenwilsch oder Pechtenleber.

Kräuterlinsen. Die gewöhnlichsten für Saucen zu verwendenden Kräuter sind: Petersilie, Schnittlauch, Sauerampfer, Schalotten, Bettram. In warmen Saucen werden sie, fein gehackt, in mäßigen Verhältnissen roh dazu gethan, worauf man sie einige Minuten aufsieben läßt. In kalter Sauce wird der Schnittlauch roh verwendet, die anderen Kräuter aber kocht man rasch ab und läßt sie austhauen, bevor man sie fein gehackt in eine Mischung von hartgekochten Eidottern, Del, französischem Senf, gestoßenen Sardellen, Essig, Salz und etwas Zucker einrührt.

Kräuterbutter. Petersilie, Estragon und Kerbel werden in Salzwasser gekocht, abgeseiht, mit kaltem Wasser übergossen, in einem Tuch ausgepreßt und sodann mit etwas weißer Zwiebel gehackt. Dann mischt man Zitronensaft, Pfeffer und Salz dazu und treibt die Kräuterbutter mit einem Stück Butter ab. Sandwichs mit Kalbsbraten belegt, erhalten einen pikanten Geschmack, wenn man Kräuterbutter dazu verwendet.

Knos herbes ist der gebräuchliche Küchenausdruck für eine auf Butter abgedünstete Mischung von Schalotten, Champignons und Petersilie.

Aufbewahrung der Kräuter. Man kann die meisten Küchenkräuter auf einfache Weise für den Winter aufbewahren, indem man sie zur Zeit der vollen Entwicklung nach 1-2 regenlosen Tagen des Morgens pflückt, an einer schattigen Stelle im Freien trocknet und in gut verbundenen Blättern aufbewahrt. Am besten eignen sich dafür Petersilie, Bettram,

Kajoran, Thymian, Sauerampfer. Vor dem Gebrauche zerreibt man die getrockneten Kräuter mit den Fingern, da sie nicht gehackt werden können.

Kräuterlöffel (norddeutsches Gericht). Kerbel, Estragon, Petersilie, Selleriekraut, zusammen eine Handvoll, werden mit der gleichen Menge Spinat gereinigt und, nachdem alles roch gewaschen wurde, mit hart siedendem Salzwasser übergossen und deunake weich gelotten; man gießt man kaltes Wasser darüber, brüht die Kräuter aus, kocht sie und streicht sie durch ein Sieb. Aus Braten oder Fischreien, Eiern, gewaschen und ausgepreßten Semmeln, wie eine nicht zu feine Sauce bereitet, welcher man so viel von den Kräutern beimeugt, daß sie eine intensiv grüne Farbe erhält. In dieser Masse werden so viel Semmelbrösel dazu gegeben, als der Teig bedarf, und dann Knie (Knödel) daraus geformt, die entweder in die Suppe eingekocht oder als Beigabe zu Fleischspeisen verwendet werden können.

Anna Förster.

Der „Quintum-Bon Sabarraner“, in seiner Art das einzige von der medicinischen Akademie in Paris genehmigte Präparat, ist ein gleichzeitig kräftiges und angenehmes Medicament, welches allen durch Alter, Krankheit, Anschwellung oder Ueberreifeung geschwächten Personen gut bekommt. Wir können mit Recht behaupten, daß der „Quintum-Bon“ von Sabarraner das wirksamste und heiligste aller bekannten französischen Mittel ist.

Tr. Wahn, welches principal des hôpital (Alger).
Nota. — In Abstrakt seiner Wirkungskraft nennt man den „Quintum-Bon“ in der That ein Wundermittel nach jeder Maßzeit. 1017

Mirja Schaffy sagt:

Das Schlichte muß man lassen,
 Das Gute muß man lassen,
 Und Tugend müssen lassen,
 Sich Congo-Seife lassen.

1518

Parfumerie Victor Valaster, Paris.

Erhältlich in allen feinen Parfumerien und en gros: Wien, I., Postgasse 10.

Von dem vorzüglichen Kochbuche: „Prato's Süddeutsche Küche“ liegt nun schon die 22. Auflage vor. Preis geb. 3 fl.

Complete Küchen-Einrichtungen v. 25 bis 600 fl. bei Richard Emmer, t. u. l. Poststraßen, Wien, Stefansplatz 7 (fürstlich-hofbüchlerisches Palais). Illustrierte Preis-Courante franco.

Kaiserl. königl. landesbefugte

Wäsche- und Leinenwaaren-Fabrik
Weldler & Budie,

k. r. Hof-Lieferanten, Wien, I., Tuchlauben Nr. 13.

Etablissement für Braut-Ausstattungen, Wäsche-Ausstattungen für Neugeborene,
 Elegante Herren-, Damen- und Kinderwäsche. 1101

Reich illustriertes Preisbuch franco und gratis.

Damen-Handarbeits-Specialitäten-
 Geschäft **Ludwig Nowotny,**

Wien, I., Freisingergasse 6

1447

seit 1825 bestehend.

Alle Arten Stickereien, Häkereien, Nestlungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der „Wiener Mode“ erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahl-Sendungen auf Wunsch umgehend.

Localveränderung.

Vom Maitermin angefangen befindet sich die „Wiener Mode“ in den bedeutend vergrößerten Bureaux:

Wien, IX., Türkenstraße Nr. 5.

Franz Arnold & Co.

I., Bognergasse 1

„Zum Schmetterling“

empfehlen zur Frühjahr- und Sommer-Saison:

Luftstickereien

in allen Sorten und Preisen, die der am meisten favorisierte Artikel für Kleider-Anferts in dieser Saison. 5-6

Spitzen & Spitzen-Volants

schwarz, in Guipure oder Chantilly, für Kleider und Mantelets.

Gürtel in Spitz-Form

aus Spitzen oder Passermenterie.

Reizende Neuheiten in

Gestickten Kleidern, Spitzen-Mantelets,
 Spitzen-Ueberwürfen, Blousen etc.



Gebrüder
 1848

Clavier-, Harmonium-Etablissement u. Leihanstalt

Franz Nemetschke & Sohn

k. u. k. Hof-Lieferanten. 1448

Wien, I., Bökergasse 7. — Etagen, Babsgasse 23.

„Zum

goldenen Fassel“.

L. Baumhackl & Cie. Wien

VI. Bez.,

Mariahilferstraße 41.

empfehlen ihr reich sortirtes Lager von Neuheiten in englischen, französischen, sowie inländischen Damen-Roben-Stoffen.
 Stoffmuster auf Verlangen.

Illustrierter Catalog franco.

Stets das Neueste in Confection für Damen.